



## Philosophisches Fragment

# Die Erfindung des Anderen: *Über Feindschaft, Moral und die Gewissheit, recht zu haben*

von Timo Heidl (12.10.2023, redigiert am 08.08.2026) | pfalzbote.de

### Erstes Fragment: Der Feind im eigenen Kopf

Es gibt einen merkwürdigen Augenblick in digitalen politischen Auseinandersetzungen, in dem der andere Mensch plötzlich verschwindet. Eben noch stand dort jemand, der eine bestimmte Meinung vertrat, nun steht dort nur noch ein Etikett. „[Nazi](#)“, sagt der eine, „[Gutmensch](#)“, sagt der andere. Später werden die Wörter ausgetauscht, der Mechanismus bleibt derselbe. Dann heißt es „Woke“, „Schwurbler“, „Systemling“ oder „Faschist“, und schon scheint geklärt, mit wem man es zu tun hat.

Das Etikett besitzt die angenehme Eigenschaft, dass es das Nachdenken erspart. Wer jemanden einmal einer bestimmten Gruppe zugeordnet hat, muss sich mit dessen Gedanken nicht mehr lange beschäftigen. Man weiß schließlich schon vorher, was ein solcher Mensch sagen wird. Seine nächste Äußerung wird dadurch beinahe bedeutungslos, denn sie bestätigt nur noch, was man ohnehin bereits über ihn wusste. Aus einem Menschen mit seinen Widersprüchen und vielleicht sogar vernünftigen Einwänden wird eine Figur, deren Rolle längst feststeht.

Der politische Gegner wird damit nicht mehr verstanden, sondern besetzt. Die politische Verhärtung beginnt deshalb gar nicht dort, wo Menschen verschiedene Ansichten haben. Verschiedene Ansichten gehö-

ren zum menschlichen Zusammenleben, solange der Mensch noch bereit ist, sich von ihnen irritieren zu lassen. Gefährlich wird es erst, wenn der andere nicht mehr irren darf, sondern selbst zum Irrtum erklärt wird; denn dann genügt irgendwann schon sein Name.

Was er sagt, spielt keine Rolle mehr, weil wir bereits zu wissen glauben, was ein Mensch wie er überhaupt sagen kann. Die Herkunft ersetzt die Prüfung und die Zugehörigkeit ersetzt das Argument. Wer aus dem falschen Lager kommt, trägt seine Schuld gewissermaßen schon vor sich her.

Dabei ist der Mensch erstaunlich leicht dazu zu bringen, aus einem Gegner eine Karikatur zu machen. Wir nehmen einige Eigenschaften, die wir an ihm verachten, und erklären sie zu seinem Wesen. Aus einem Satz wird eine Gesinnung, aus einer Gesinnung ein Charakter und aus dem Charakter schließlich eine ganze Menschensorte.

Der „Nazi“ wird erfunden und der „Gutmensch“ wird erfunden. Beide müssen dabei nicht einmal in dieser Reinheit existieren, vielmehr genügt es, dass wir sie uns vorstellen können.

Das ist reichlich ironisch. Wir werfen dem anderen vor, er denke in Schubladen, während wir selbst bereits eine für ihn angefertigt haben. Wir beklagen seine Vorurteile und übersehen dabei jene Vorurteile, die uns erlauben, ihn ohne weitere Prüfung zu verurteilen. Der Gegner wird dadurch immer einfacher, während wir selbst immer sicherer werden. Ob wir ihn genau deshalb sogar brauchen?

Solange der andere kompliziert bleibt, müssen wir uns mit ihm auseinandersetzen, ihm zuhören, nachfragen, unsere eigenen Gründe überprüfen und womöglich feststellen, dass wir nicht ganz recht haben. Der vereinfachte Gegner hingegen verlangt nichts von uns. Er steht bereits dort, wo wir ihn hingestellt haben, und wartet nur darauf, dass wir ihn verurteilen. So entsteht der Feind im eigenen Kopf, der angenehm ist, weil er keine Fragen stellt. Er widerspricht uns nur

noch auf jene Weise, die wir von ihm erwarten. Je länger wir wiederum mit ihm streiten, desto weniger bemerken wir, dass wir längst nicht mehr mit einem Menschen sprechen, sondern mit einer Vorstellung.

Die erste Frage jeder politischen Auseinandersetzung wäre somit nicht: „Auf welcher Seite steht dieser Mensch?“ Sie müsste sie lauten: „Was würde ich von ihm denken, wenn ich noch nicht wüsste, zu welcher Seite er gehört?“

### **Zweites Fragment: Die angenehme Seite der Empörung**

Empörung fühlt sich erstaunlich gut an. Das klingt zunächst falsch, denn eigentlich müsste Empörung unangenehm sein. Sie entsteht dort, wo wir etwas als ungerecht oder verletzend wahrnehmen. Allerdings besitzt sie einen eigentümlichen Genuss, denn man kann sich in ihr einrichten und sie mit anderen teilen. Dabei erlebt man jene angenehme Gewissheit, auf der richtigen Seite zu stehen.

Ob sich daraus ein Teil der Leidenschaft erklärt, mit der Menschen in sozialen Netzwerken über moralische Fragen streiten? Der Gegner hat etwas Falsches gesagt, man selbst hat es erkannt, und schon ist die Welt für einen kurzen Augenblick wieder geordnet.

Die Empörung nimmt uns dabei eine schwierige Aufgabe ab. Wir müssen nicht mehr fragen, warum der andere denkt, was er denkt. Wir müssen auch nicht prüfen, ob unsere eigene Reaktion vielleicht übertrieben ist. Die moralische Verurteilung schafft eine klare Grenze zwischen uns und ihm. Hier die Anständigen, dort die Unanständigen, und hier die Vernünftigen, dort die Dummen.

Je eindeutiger diese Grenze wird, desto angenehmer kann die eigene Position erscheinen. Das bedeutet nun nicht, dass Empörung immer falsch ist, schließlich gibt es Dinge, über die man sich empören darf und manchmal sogar empören muss. Allerdings lohnt sich deshalb

der Verdacht, dass auch eine richtige Empörung etwas mit uns selbst machen kann. Wir empören uns nicht nur über das, was der andere getan hat, sondern erleben zugleich, wer wir selbst sind.

Der moralisch Verurteilte wird zum Spiegel, in dem wir unsere eigene Anständigkeit betrachten können. Sein Fehler lässt uns besser erscheinen, seine Rücksichtslosigkeit macht uns mitfühlender, seine Dummheit vernünftiger und seine Grausamkeit letztlich menschlicher.

Darin liegt die angenehmste Seite der Empörung, denn sie belohnt uns bereits für das Urteil. Wer einen Menschen verurteilt, braucht dafür nicht zwingend eine Belohnung zu erwarten, weil das Urteil selbst genügen kann. Es vermittelt das Gefühl, etwas verstanden zu haben, obwohl man vielleicht nur eine Grenze gezogen hat. Das Problem beginnt dort, wo diese Grenze wichtiger wird als die Wahrheit, denn dann wird aus moralischer Überzeugung eine Art persönlicher Besitz. Man verteidigt sie nicht mehr, weil man von ihr überzeugt ist, sondern weil man sich selbst in ihr wiedererkennt. Eine Kritik an der eigenen Position wird plötzlich als Angriff auf die eigene Person erlebt, und damit wird der Gegner gefährlich. Freilich nicht weil er tatsächlich gefährlich sein muss, sondern weil seine Existenz unsere Gewissheit stört.

Darum besteht die schwerste moralische Übung auch nicht darin, das Böse beim anderen zu erkennen, denn das gelingt dem Menschen erstaunlich leicht. Schwieriger ist es vielmehr, die eigene Freude daran zu bemerken.

### **Drittes Fragment: Wenn die Meinung zur Identität wird**

Eine Meinung war einmal etwas, das ein Mensch hatte. Heute scheint sie etwas zu sein, das ein Mensch ist. Der Unterschied wirkt zunächst klein, doch er verändert beinahe alles. Wer eine Meinung besitzt, kann sie ändern, doch wer seine Meinung mit seiner Person verwechselt, muss sich gegen jede Widerlegung verteidigen, als ginge

es um sein eigenes Leben. Das erklärt, warum politische Diskussionen so schnell persönlich werden. Ein Mensch sagt: „Ich glaube, dass ...“ Der andere hört jedoch: „Ich bin ...“ Damit hat sich die Diskussion bereits verschoben.

Von diesem Augenblick an geht es um mehr als um eine Meinung. Wer seine Überzeugung aufgibt, gibt womöglich auch ein Stück jener Welt auf, in der er sich selbst wiedererkannt hat. Plötzlich stehen nicht mehr nur Argumente zur Debatte, sondern Menschen, mit denen man gelacht und dieselben Gewissheiten geteilt hat. Eine andere Meinung kann dann wie ein Schritt aus der eigenen Reihe wirken. Ob der Mensch deshalb so lange an dem festhält, was er glaubt? Freilich nicht deshalb, weil er von seiner Wahrheit überzeugt ist, sondern weil irgendwo hinter ihr das Gefühl wartet, dazuzugehören. Manchmal ist dieses Gefühl stärker als jeder Zweifel.

Sie geben uns Orientierung, doch sie geben uns auch eine soziale Heimat. Wir wissen, wer wir sind, weil wir wissen, was wir ablehnen. Der politische Gegner wird dabei beinahe ebenso wichtig wie der eigene Standpunkt, denn ohne ihn wäre manches von dem, was wir über uns selbst glauben, weniger deutlich.

Darum benötigen manche Überzeugungen ihren Gegner wie das Licht seinen Schatten. Ein Mensch kann sogar an einer Meinung festhalten, die ihm selbst längst Zweifel bereitet, weil eine Änderung zu teuer geworden ist. Sie würde bedeuten, etwas eingestehen zu müssen, das man sich selbst und anderen jahrelang anders erzählt hat. So wird aus einer Meinung ein kleines Gefängnis. Die Tür steht offen, doch dahinter wartet die eigene Vergangenheit.

Nach meinem Dafürhalten ist das der Grund, warum Menschen in politischen Debatten so selten sagen: „Da hast du recht.“ Der Satz wirkt unscheinbar, verlangt aber etwas Ungewöhnliches. Man muss für einen Augenblick aufhören, dieselbe Person sein zu wollen, die man vor fünf Minuten noch war. Eine Meinung, die sich nicht mehr verändern

darf, ist keine Überzeugung mehr, sondern zu einer Identität geworden; und eine Identität verteidigt sich selbst.

#### **Viertes Fragment: Die Diktatur der richtigen Seite**

Der Mensch möchte gerne auf der richtigen Seite stehen, was verständlich ist. Niemand betrachtet sich selbst gerne als denjenigen, der Unrecht hat, während andere recht behalten. Allerdings kann aus diesem Wunsch etwas Merkwürdiges entstehen. Man beginnt irgendwann nicht mehr danach zu fragen, ob man richtig liegt, sondern nur noch danach, ob man zu den Richtigen gehört. Damit verändert sich die Bedeutung von Wahrheit, die nicht mehr länger durch Gründe bestimmt wird, sondern durch Herkunft.

Der Satz eines Menschen aus dem eigenen Lager klingt vernünftig, noch bevor man ihn verstanden hat. Der gleiche Satz aus dem Mund des Gegners erscheint verdächtig, selbst wenn er vernünftig wäre.

Das ist eine eigentümliche Form der Blindheit, da sie keine Zensur mehr benötigt, weil sie freiwillig funktioniert. Der Mensch sortiert selbst, was er hören möchte und was nicht. Er folgt dabei nicht unbedingt einem bösen Willen, denn oft genügt die Überzeugung, moralisch auf der richtigen Seite zu stehen. Diese Überzeugung macht den Irrtum wiederum so schwer erkennbar.

Wer glaubt, für das Gute zu kämpfen, hält seine Zweifel leicht für Schwäche. Der Einwand des Gegners erscheint dann nicht mehr als Möglichkeit, etwas zu lernen, sondern als Versuch, das Gute zu beschädigen. So kann Moral ihre eigene Korrektur verhindern. Damit zeigt sich auch die eigentliche Gefahr einer moralischen Gewissheit. Sie muss sich nicht mehr rechtfertigen, weil sie sich selbst rechtfertigt.

Wer auf der richtigen Seite steht, braucht keine Argumente mehr, könnte man beinahe sagen, er braucht nur noch Gegner. Je böser der Gegner indes erscheint, desto reiner wird das eigene Spiegelbild.

Darum sollte die eigene moralische Sicherheit immer misstrauisch machen, da der Mensch auch seine besten Überzeugungen benutzen kann, um sich selbst vor der unangenehmen Möglichkeit zu schützen, dass er irrt. Die Geschichte kennt schließlich genug Menschen, die überzeugt waren, auf der richtigen Seite zu stehen. Das allein beweist natürlich nicht ihren Irrtum, aber es beweist, dass das Gefühl, recht zu haben, kein Beweis dafür ist. Freiheit beginnt deshalb erst dort, wo der Mensch bereit ist, auch seine eigene Seite zu befragen.

### **Fünftes Fragment: Der Mensch, den es gar nicht gibt**

Wir sprechen erstaunlich oft über Menschen, die wir gar nicht kennen. „Die Rechten denken ...“ „Die Linken wollen ...“ „Die Gutmenschen glauben ...“ „Die Schwurbler behaupten ...“ Irgendwann wird aus vielen einzelnen Menschen eine einzige Figur, die weder Kindheit, noch Angst, noch einen schlechten Tag und schon gar keine widersprüchlichen Gedanken hat. Obwohl sie nur als Vorstellung existiert, sprechen wir über sie, als würde sie irgendwo vor uns stehen.

Ob das eine der ältesten Vereinfachungen des menschlichen Denkens ist? Das Einzelne ist freilich anstrengend, denn es widerspricht sich. Er kann eine vernünftige Meinung vertreten und zugleich Unsinn reden, ja es kann sogar freundlich sein und sich trotzdem irren.

Eine Gruppe lässt sich leichter beschreiben, in dem sie Eigenschaften bekommt, die keinem einzelnen Menschen vollständig gehören. Somit entsteht aus vielen Widersprüchen eine scheinbar geschlossene Figur, die sich bekämpfen lässt.

Das Seltsame daran ist, dass wir uns dabei häufig für besonders aufgeklärt halten. Wir glauben, Vorurteile zu bekämpfen, während wir

gerade ein neues herstellen. Der Mensch, den wir verurteilen, wird dabei immer einfacher, denn je länger wir über ihn sprechen, desto weniger muss er noch selbst sagen.

Das ist mitunter der Grund, weshalb politische Diskussionen manchmal so erschöpfend wirken. Wir reden nicht mehr miteinander, sondern über die Menschen, die wir füreinander erfunden haben. Der andere sitzt dabei möglicherweise neben uns und erkennt sich in unserer Beschreibung überhaupt nicht wieder. Ich denke, das sollte uns beunruhigen.

Vielleicht ist der politische Gegner nicht deshalb so unerträglich, weil er tatsächlich so ist, wie wir ihn beschreiben, sondern weil wir ihn genau dafür gebraucht haben. Wir brauchten einen Menschen, der all das verkörpert, was wir ablehnen, und irgendwann haben wir vergessen, dass wir ihn selbst erschaffen haben.

## **Sechstes Fragment: Gegen den Gegner**

Eine Demokratie lebt vom Streit. Das klingt selbstverständlich und ist es doch nicht, denn wer wirklich streitet, muss damit rechnen, dass der andere etwas sagt, das man nicht hören möchte. Er muss sogar damit rechnen, dass dieser andere recht haben könnte. Ein Streit, bei dem das ausgeschlossen ist, besitzt mit einem Streit nur noch die äußere Form gemeinsam. Auch das ist ein Problem unserer politischen Gegenwart. Wir reden ständig von Meinungsfreiheit und wollen doch häufig nur die Freiheit der richtigen Meinung verteidigen.

Die Meinung des anderen soll zwar existieren dürfen, solange sie nicht irritiert und vor allem nicht zu überzeugend klingt. Sobald sie unangenehm wird, verändert sich die Sprache. Dann ist sie keine Meinung mehr, sondern Hetze, Extremismus oder Desinformation.

Natürlich gibt es Äußerungen, die Grenzen überschreiten, aber gerade deshalb müsste man genauer hinschauen, bevor man jede unbequeme Aus-

sage mit dem schlechtesten verfügbaren Begriff versieht. Wer eine Meinung nur deshalb bekämpft, weil sie von der falschen Person stammt, hat längst aufgehört, sich mit ihr auseinanderzusetzen. Er will sie nicht widerlegen, sondern loswerden; ein fundamentaler Unterschied.

Eine freie Gesellschaft benötigt deshalb nicht weniger Streit, sondern besseren Streit. Einen Streit, in dem der Gegner nicht vernichtet werden muss, damit die eigene Position bestehen kann. Das verlangt indes die Bereitschaft, den anderen nicht nur als Hindernis, sondern als mögliche Korrektur der eigenen Gedanken zu betrachten. Das wiederum fällt vielen Menschen schwer, obwohl der Gegner dort am wertvollsten sein könnte, wo er uns ärgert.

Wer uns nicht widerspricht, kann allerdings unsere Gewissheit kaum erschüttern. Der Mensch braucht deshalb nicht nur Menschen, die ihm zustimmen, sondern Menschen, die ihn zwingen, noch einmal hinzusehen. Politische Vernunft endet genau dort, wo wir aufhören, den Gegner zum Feind zu machen. Womöglich sogar dort, wo wir ihn gar nicht mehr brauchen, um zu wissen, wer wir selbst sind.

### **Literaturverzeichnis:**

Adorno, Theodor, W.; Horkheimer, Max (2013): Dialektik der Aufklärung – Philosophische Fragmente. 21. Aufl.; Frankfurt: Fischer Verlag GmbH, S. 128 – 176.

Mill, John Stuart (1974): Über die Freiheit. Stuttgart: Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG, S. 76f.

Nietzsche, Friedrich (2000): Die fröhliche Wissenschaft. Stuttgart: Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG, S. 161f.

Nietzsche, Friedrich (2011): Morgenröte. Köln: Anaconda Verlag GmbH, S. 102 – 122.

Rotterdam, Erasmus von (1949): Das Lob der Torheit. Stuttgart: Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG, S. 3-112.

Transparenzhinweis: Text unter Verwendung KI-gestützter Sprachassistenten stilistisch verdichtet.